

Echo vom Berg

Wie wir den Wolf vor sich selbst schützen müssen

Wer den Wolf schützen will, muss das auch tun – und nicht wie Bundesbern die anderen die Arbeit machen und bezahlen lassen.

Wer mit 200 Stundenkilometern über die Autobahn rast, muss das Permis abgeben, wenn er geblitzt wird, selbst wenn er einen Ferrari fährt. Niemand käme auf die Idee, deswegen die übrigen Autofahrer auf den Pannestreifen zu verbannen und sie auch noch die Leitplanken zahlen zu lassen. Und in den Knast kommen in der Regel auch die Einbrecher, wenn sie ertappt werden, und nicht die Bestohlenen, selbst wenn es Banken sind.

Ich ahne es, sie schütteln schon den Kopf, stehen kurz davor, mit dieser Kolumne Schluss zu machen oder fragen sich zumindest: Was hat das mit dem bösen Wolf zu tun? Viel! Verlassen wir doch mal den ausgetretenen Trampelpfad von bäuerlich berechtigter und politisch künstlicher Empörung. Machen wir uns für ein paar abwegige Gedankengänge lang die Wut der Schafzüchter und die Liebe der Tierschützer für eine kreative Lösungsfindung zu eigen.

Fakt ist: Der grösste Feind des Wolfs ist der Wolf selbst. Indem er über den Elektrozaun – egal ob mit drei oder vier Litzen – frisst, gefährdet er sich selbst, denn mit jedem gerissenen Schaf mehr befördert er das eigene Todesrisiko, legal abgeschossen zu werden. Im Umkehrschluss bedeutet das: Der Bund, der für den Schutz verantwortlich ist, muss dafür sorgen, dass sich der Wolf nicht so in Gefahr bringen kann, bis er aus dem Weideverkehr gezogen werden muss.

Deshalb wäre es nicht mehr als richtig, dass Bundesbern den Wolf einzäunen muss und nicht die Bauern ihre Schafe. Das kostet übrigens nicht mehr als der aufwendige Herdenschutz mit Hirten, Hirtenhunden und Zäunen, für den heute die Bauern aufkommen müssen.

Stellen wir uns mal vor, wie das organisiert werden kann. Gemäss Wolfsexperten hat es in der Schweiz Platz für rund 50 Wolfsrudel. Ein Achtel der Schweiz ist Walliser Territorium. Föderalistisch flächengerecht aufgeteilt, muss das Wallis somit sechs Rudel unterbringen. Wieder streng nach Fläche, entfallen davon drei aufs Ober- und drei aufs Mittel- und Unterwallis.

Auf der Suche nach den drei geeigneten, eingezäunten Wolfsrevieren ist das Oberwallis vergleichsweise im Vorteil, denn mehr als drei Viertel unseres Territoriums sind unproduktive oder bewaldete Flächen.

Ich habe mir sagen lassen, dass ein gut gehaltenes Wolfsrudel mit gehegtem Wildbestand ein Revier- oder Streifgebiet von mindestens 200 Quadratkilometern benötigt. Nur als Anhaltspunkt: Zermatt als grösste Oberwalliser Gemeinde verfügt über ein Territorium von 242 Quadratkilometern.

Womit wir bei der entscheidenden Frage wären, wo der Bund bei uns gegen entsprechenden Pachtzins drei Wolfsreviere in dieser Grössenordnung mit regulierten

Beständen einzäunen könnte. Spontan fallen mir gleich mehrere mögliche Gebiete mit minderem alpwirtschaftlichem Nutzen ein.

Zum Beispiel angrenzend an den Landschaftspark Binn die linke, mit den neuen Hochspannungsleitungen bestückte Talseite zwischen dem Ernergalen und dem Blinntal inklusive Rappental bis zum Eggerhorn, Holzjihorn und Mittagshorn. Oder das Baltschiedertal, arrondiert mit dem Bietschtal und dem Jolital – alles UNESCO-Weltnaturerbe. Oder der südliche Pfynwald, ebenfalls Naturparkgebiet, samt Ilgraben, Mäschlär und Meretschi. Kreativen Lösungen wären keine Grenzen gesetzt, wobei geeignete Gebiete auch mit gezeunten Wildtier-Korridoren beliebig verknüpft werden könnten.

Kurzum, mit den Revieren hätten alle ihre Ruhe: der Wolf, die Schafe, die Bauern, Wolfsfreunde und Wolfsgegner. Und zu guter Letzt auch die Politiker, auch wenn ihnen wie dem Kolumnenschreiber ein dankbares Thema abhanden käme.



Beat Jost, 1954, ist Gemeindepräsident in Albinen und war Journalist, Gewerkschafter und Grossrat. beat.jost@albinen.ch

Kolumne

Träumereien auf der Tschorralp

«Bodenmann und Freysinger in Ehren. Was es braucht, ist frischer Wind.» Das sagt unser neuer Kolumnist Toni Brunner.

Das Gute vorneweg. Eines meiner Tiere auf der Alpe Tschorral hat in diesem Sommer noch keinen Kampf verloren. Darauf bin ich stolz. Gut, was ich vielleicht auch noch erwähnen sollte, es hat bisher auch noch nicht gekämpft. Aber das ist nebensächlich und natürlich habe ich den zweiten Teil zu Hause verschwiegen.

Also setze ich mich vor die Tschorrrhütte, blicke ins Tal und beginne zu träumen. Wenn eines meiner Tiere schon nicht stechen will, wie wäre es, wenn ich wenigstens im «Walliser Boten» meine Kampfeslust unter Beweis stellen könnte?

Ich schloss meine Augen und hörte plötzlich die Stimme von Fredy Bayard, der mir aus der Ferne zurief: «Ab heute schreibst du im «Walliser Boten» jeden Monat eine Kolumne.»

Ich erwachte, blickte von der Tschorralp ins Rhonetal, dann hinüber zu Oswald Andres, der mir aufmunternd zunickte. Ich wusste, was das bedeutete. Das ist ein Auftrag.

Bodenmann und Freysinger in Ehren. Was es braucht, ist frischer Wind.

Darf ich vorstellen, ich bin euer neuer Kolumnist im «Walliser Boten». Toni Brunner, Jahrgang 74, wohnhaft im fernen Osten, im Tal der Könige. Bei uns leben die stärksten Männer und die schönsten Frauen. Ich bin kein gebürtiger Walliser, habe aber das Herz am rechten Fleck.

Geboren als Anton, heute Bergbauer und Gastwirt im

Haus der Freiheit, wurde ich 1995 ziemlich jung Nationalrat, blieb bis 2018, übernahm im Jahre 2008 (nach der Abwahl von Christoph Blocher) das Präsidium der SVP Schweiz, immerhin der wichtigsten und mit Abstand grössten Partei der Schweiz. Jetzt bin ich politisch nichts mehr, nur noch in der ständigen Findungskommission für Bundesratswahlen innerhalb der SVP (das darf man dann, wenn man selber nie gefunden wurde).

Mein Bezug zum Oberwallis? Es sind vor allem die Schwarzen. Aber nicht, dass jetzt alle Gelben rebellieren. Ich liebe die Schwarzen über alles – meine geliebten Eringerkühe.

2015 kaufte ich im Goler in Raron die Nummer 74 (mein Jahrgang). Es war Liebe auf den ersten Blick. Als Toni Williner mit seiner «Imelda» auf meinem Hof Hundsrücken vorfuhr und die Transportertüre öffnete, da ging die Sonne auf. «Taifun» ist auch heute im stolzen Alter von zehn Jahren noch fit und auf dem Weg zur Alpkönigin auf der Alp Guschg im Fürstentum Liechtenstein. Dort habe ich meine Herde zur Sömmerung.

Brunner geht mit Eringerkühen ins Fürstentum Liechtenstein? «Was fer en cheibu Siäch!»

Niemand muss die Nase rümpfen. So wie im 9. Jahrhundert die Alemannen auf ihrer Wanderung vom Berner Oberland her das Goms und später das obere Rhonetal besiedelten, so verliessen im 13. und 14. Jahrhundert einzelne Gruppen dieser Alemannen

das Rhonetal wieder und zogen in andere hoch gelegene Alpentäler. Die Walser besiedelten zumeist Seitentäler im Bündnerland, im Aostatal, in Vorarlberg und eben im Fürstentum Liechtenstein.

Dort, wo ich im Fürstentum meine Eringer alpe, dort sind Walsersiedlungen. Und wenn ich komisch angeschaut werde, so sage ich jeweils: «Was kann ich dafür, dass ihr damals zu arm wart, um Kühe mitzunehmen? Wir bringen euch zurück, was ihr vergessen habt.»

Und fühle ich mich unverstanden, so setze ich mich im Haus der Freiheit an einen Holztisch und trinke Fendant, den ich extra für die Walliser gekauft habe. Denn ich habe gelernt, Walliser trinken auch auswärts nur ihren eigenen Wein. Und weil ich viel zu wenig Walliser bei mir im Haus habe, trinke ich ihn halt selber. Und es geht mir gut.



Toni Brunner, 1974, Ebnet-Kappel, Bergbauer und Gastwirt. info@hausderfreiheit.ch

«Viele Bikerinnen und Biker überschätzen ihre Fähigkeiten»

Mountainbike wird immer beliebter. Das führt auch zu immer mehr Unfällen. Sturzopfern droht auch finanzielles Ungemach.

In den Monaten Juni, Juli und August kommt es in der Schweiz zu fast 50 000 Sportunfällen in der Freizeit. Allein beim Biken gab es 2020 in den Sommermonaten 3600 Unfälle. Die Zunahme der Bikeunfälle erstaunt nicht. Denn vergangenes Jahr sind in der Schweiz fast 200 000 Mountainbikes verkauft worden. Etwa ein Drittel davon waren E-Mountainbikes.

Biken boomt. Mit wachsender Beliebtheit steigt allerdings auch die Zahl der Verletzten und Todesopfer kontinuierlich an. Die Zahl der tödlich Verunglückten war 2020 so hoch wie noch nie. Fünf Männer und drei Frauen kamen laut der Statistik der BFU bei Mountainbike-Unfällen ums Leben. 2019 gab es zwei tödliche Unfälle. Das

Durchschnittsalter der Opfer lag bei über 50 Jahren. Im Durchschnitt verletzen sich laut der Beratungsstelle für Unfallverhütung (BFU) jedes Jahr etwa 10 600 Mountainbikerinnen und Mountainbiker so schwer, dass sie ärztlich behandelt oder gar ins Spital eingeliefert werden müssen. 80 Prozent der Verunfallten sind männlich. Die Bikeunfälle passieren in den allermeisten Fällen abseits der Strasse in der Natur. Stürze im Gelände, die zu Verletzungen wie Prellungen, Zerrungen, Verstauchungen und Brüchen führen.

Die Zunahme hat natürlich mit der wachsenden Zahl der Mountainbikerinnen und Mountainbiker zu tun. Laut Christoph Müller, Mountainbike-Experte

der BFU, überschätzen jedoch auch viele Sportler ihre Fähigkeiten. Nicht nur auf Biketrails. Auch auf unwegsamen Bergwanderwegen trifft man immer öfter wenig oder kaum trainierte und vor allem schlecht geübte Bikerinnen und Biker an. Und Biken ist dank immer leistungsfähigeren E-Motoren längst kein Sport mehr nur für Junge.

Eine Tendenz, die Thomas M. Beck, Chefarzt und Klinikleiter Chirurgie am Spitalzentrum Oberwallis, bestätigt. Man beobachte «eine starke Zunahme der E-MTB-Fahrer». Diese oftmals «mittelalterlichen Fahrer» gelangten durch die Motorunterstützung in Höhen und auf Trails, die sie ohne elektrischen Support gar nie erreichen würden. Diese Tracks seien dann

oftmals technisch schwieriger zu fahren und mit dem Gewicht eines E-MTBs kämen viele insbesondere bei Bremssituationen nicht zurecht. Dies führe aus seiner Sicht, so Dr. Beck, «subjektiv zu mehr Unfällen».

Aufgrund des schlechten Wetters könne man in diesem Sommer und in diesem Jahr bisher nicht sagen, dass die MTB-Unfälle überdurchschnittlich zugenommen hätten. Im letzten, wettertechnisch sehr schönen Sommer seien die Unfallzahlen in etwa gleich wie in den Vorjahren gewesen. Eine Anhäufung von MTB-Unfällen habe man am SZO nicht festgestellt.

Ein Sturz kann fatale Folgen haben. Neben gesundheitlichen geht der Sportler aber auch finanzielle Risiken ein. Versiche-

rungen können Geldleistungen um die Hälfte kürzen und in besonders schweren Fällen gar verweigern. Versicherer unterscheiden zwischen absoluten und relativen Wagnissen. Zu absoluten Wagnissen gehören etwa Autocross-, Berg- oder Rundstreckenrennen, Base-Jumping, Motocrossrennen, Ski-Geschwindigkeits-Rekordfahrten, Tauchen in einer Tiefe von mehr als 40 Metern oder Abfahrtsrennen mit Mountainbikes. Beispiele für relative Wagnisse sind Bergsteigen, Klettern oder Skifahren abseits markierter Pisten, bei schwerwiegender Missachtung der üblichen Gebote.

«Normales» Mountainbiking ist natürlich grundsätzlich eine voll gedeckte Sportart. Ist das Biken im individuellen

Fall jedoch mit besonders grossen Risiken verbunden, so kann es laut SUVA als relatives Wagnis eingestuft werden, wobei die Geldleistungen um mindestens 50 Prozent gekürzt werden. Besonders grosse Risiken können beispielsweise sein: sehr hohes Tempo, sehr ungünstige Wetterbedingungen, mangelhafte Ausrüstung oder geringe Erfahrung.

Die SUVA kürzt oder verweigert jährlich bis zu 250 Waghalsigen Versicherungsleistungen. Bei mehr als 400 000 Personen, die sich bei sportlichen Freizeitaktivitäten verletzen, davon 40 000 sogar schwer oder mittelschwer, eine verschwindend kleine Zahl.

Herold Bieler